



Vergleich dreier verschiedener Typen von Wegwarte

Torsten Arncken, Forschungsinstitut am Goetheanum, CH-4143 Dornach
torsten.arncken@goetheanum.ch

Warum wirken Heilpflanzen?

In der heutigen Wissenschaft wird davon ausgegangen, daß die Wirkung der Heilpflanzen auf Molekülen beruht, die von der Pflanze durch biochemische Prozesse hergestellt werden. Diese Moleküle passen zu Rezeptoren im Menschen und lösen eine spezifische Reaktion des Organismus aus, welche die Heilung bewirkt. Es gibt also einen molekularen Zusammenhang.

In der anthroposophischen Wissenschaft wird darüber hinaus davon ausgegangen, daß die Wirkung der Heilpflanze darauf beruht, welche Formen und Aromen die Pflanze im Zusammenhang mit dem Jahreslauf und den Standortbedingungen hervorbringt. In diesen ganzheitlichen Erscheinungsbildern sieht man inhaltliche Zusammenhänge mit dem menschlichen Organismus und mit dem Seelenleben des Menschen. Hier gibt es zusätzlich einen geistigen Zusammenhang.

Um dieses Geistige „sehen“ zu lernen, benötigt ein anthroposophischer Wissenschaftler eine mehrjährige Ausbildung, in der er viele Beobachtungen und Erfahrungen direkt in der Natur mit Pflanzen macht. Dies wird systematisch erübt, indem zum Beispiel jede Woche derselbe Standort gemalt wird. Durch das lange Betrachten und das Verinnerlichen durch das Malen, verbindet sich der ganze Mensch mit den sich im Jahreslauf verwandelnden Erscheinungen und damit auch mit den diesen zugrunde liegenden Kräften. Ein neues Bewusstsein entsteht dann, wenn es gelingt, innerlich die Bilder ineinander übergehen zu lassen und sich von der Welt der Gegenstände in die Welt der Verwandlungen, die so genannte ätherische Welt einzuleben. Durch diese und weitere Techniken gelangt man in Bewusstseinssebenen, die einem sonst nicht gegenwärtig sind. Hierzu gehört es auch, durch Gedankenkontrolle und Meditation in seinem eigenen Inneren Strukturen zu schaffen, die Organe für geistig Wesenhaftes sein können. Zum Beispiel lernt man die Tätigkeit des Wurzelsystems in seinem sich Verbinden mit den Qualitäten der Bodenwelt als Bild für menschliche Sinnestätigkeit zu sehen, als Art, in die Welt zu schauen. Und in erster Annäherung kann man sich vielleicht vorstellen, daß eine sich zielgerichtet eintiefende Pfahlwurzel der Malve Bild für etwas anderes ist, als ein den ganzen Boden durchdringendes Gewebe von Weizenwurzeln. Es ist einmal so, als würde der Betrachter in einer Landschaft einen einzelnen Baum zielgerichtet herauslösen und das andere Mal versuchen, die ganze Landschaft auf sich wirken zu lassen.

In diesem kurzen Bericht möchte ich Ergebnisse einer Arbeit mit Wegwarte vorstellen. Sie wurden zuerst in Jochen Bockemühls Buch „Leitfaden zur Heilpflanzenenerkenntnis“ (Band 2) veröffentlicht. Dieser Arbeit gehen in dem Buch 30 Seiten Vorarbeiten mit Wegwarte voraus, auf die ich Interessierte gerne verweise.



Drei Herkünfte von Wegwarte

Um feine Verschiebungen der Heilqualität in Zusammenhang mit Gestaltveränderungen, wie sie im Anbau bei der WELEDA auftreten, zu erfassen, wurden im Rahmen von Versuchen am Forschungsinstitut der Naturwissenschaftlichen Sektion am Goetheanum drei Typen von Wegwarte (*Cichorium Intybus*) verschiedener Herkunft (Botanische Gärten Hohenheim, Basel und Nantes) in Gefäßen angebaut. Gefragt wurde nach dem Zusammenhang zwischen Gestalt, Aroma und Geschmack dieser Typen und nach einer möglicherweise daraus ableitbaren Heilwirkung.



Abb. 1: Blattypen

Die Abbildung Nr. 1 zeigt jeweils ein typisches Blatt aus der Blattrihe: Das Blatt der Pflanze aus Hohenheim ist oval, ohne Randgliederung, jenes aus Basel löwenzahnähnlich und jenes aus Nantes mit stark reduzierter Blattfläche. Verglichen mit der vollständigen Blattrihe der Wegwarte in Abbildung Nr. 2 lässt sich das Blatt des Hohenheim-Exemplars im ersten Schritt als ein frühes Blatt in die Blattfolge einordnen, jenes aus Basel erscheint mit typischen Blättern wie aus dem mittleren Segment der Vergleichsreihe und jenes aus Nantes wirkt wie

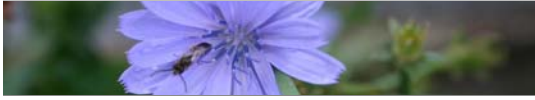
blütennäher orientiert.

Dem entspricht in gewissem Sinne die Form der Wurzeln: das Hohenheim-Exemplar bildet eine dicke, rübenartige Wurzel aus, die milde schmeckt. Das Basel-Exemplar bildet eine etwas verdickte und etwas bittere Wurzel und das Nantes-Exemplar eine dünne, sehr bittere Wurzel aus.

Geruch und Geschmack von Blättern und Blüten

Herkunft =>	Hohenheim	Basel	Nantes
Blattgeruch	süß, fruchtig	fermentiert, rauchig	süß, aromatisch, herb
Blütenduft	Herb	fruchtig, mild	herb, bitter, heuartig
Blattgeschmack	süß, pollenartig	frisch, herb	cremig, schwach
Blütengeschmack	likörartig, bitter	fruchtig, kirschig	weich, sehr bitter
Gesamteindruck	rundlich, kindlich	mittlerer Typ	sparrig, alt

Diese schematische Aufstellung gibt die inhaltvollen Erlebnisse nur ungenügend wieder. Auffallend ist, dass sich in allen Proben der typische Duft der Wegwarte zeigt und es sich bei allen um Nuancen dessen handelt, was wir eigentlich suchen: das Wesentliche der Wegwarte.



Die ungliederten Blätter des Exemplars aus Hohenheim gehen eher in eine Art abschließende Fruchtbildung. Die Substanz nimmt Fruchtcharakter an. Der Formverlust, den die Pflanzen aus Hohenheim zeigen, entspricht Tendenzen, die generell Nahrungspflanzen auszeichnet.

Die Pflanzen aus Nantes mit ihrer sehr starken Gliederung weisen etwas Herbes, Holziges, Trockenes auf. Die aufbauende, vegetative Qualität ist reduziert, die feinere Ausgestaltung stärker betont.

Die Pflanzen aus Basel mit den löwenzahnartigen, gesägten Blättern zeigen die für Wegwarten unserer Gegend typische Gestalt. Hier ist der vegetative Strom mit dem formenden Strom in einen harmonischen Ausgleich getreten.

In der feineren Ausgestaltung der Pflanzen aus Nantes zeigt sich verstärkt das Kieselprinzip. In dieser an der Sinnesbeobachtung geführten Gedankenbewegung stellt der Nantes-Typus die am stärksten verfeinerte Substanz dar. Der fruchtartige Typ aus Hohenheim hat eine embryonalere und damit vegetativere Form ausgebildet. Hier ist die Substanz nicht so stark verfeinert.

Unter dem Gesichtspunkt der Angaben von Rudolf Steiner zu Bitterstoffen, Kali und Kiesel zeigt sich die Form aus Hohenheim kalibetont in Richtung Nahrungspflanze. Die fruchtartige, kindlich wirkende Pflanze der Herkunft Hohenheim wäre vielleicht eher bei Erkrankungen von Kindern anzuwenden, bei denen auch die Lebenskräfte mit der zarteren Bitterkeit zu unterstützen sind.

Die Form Nantes erscheint kieselbetont, die Blattfläche ist zurückgedrängt in Richtung der Dornbildung. Die Kaliseite kommt höchstens dadurch zur Geltung, dass der Stängel im Verhältnis zu den verschwindenden Blattflächen sehr dick ist. Auch schmeckt diese Pflanze am bittersten, betont also die Richtung der Verholzung, Festigung (Kohlenstoff). Die Blüte duftet nur schwach, und es kommen keine vegetativen Anteile herein. Diese Substanzen wären vielleicht eher bei alten Menschen anzuwenden, die mit ihrem Körper schon selber stark in Abbauprozessen engagiert sind und die viel stärkerer Reize bedürfen.

Im Vergleich zu diesen beiden Formen steht diejenige aus Basel in der Mitte und wäre vielleicht die Substanz, die den allgemeinen Anwendungsbereich abdecken könnte.

Zusammenfassend gesagt besteht die Arbeitshypothese dieser Art Forschung also darin, daß sich in den Sinneserscheinungen der Heilpflanze bildhafte und funktionale Zusammenhänge zu Krankheitsvorgängen beim Menschen erkennen lassen. Die selber gesunde Heilpflanze ist Bild für eine krankhafte Vereinseitigung im Menschen und kann ihm gleichzeitig helfen, diese zu überwinden, weil beide denselben geistigen Ursprung haben.